„Es gibt keine Monarchisten in Deutschland ..."

Die Tatsache, daß Hindenburg den Eid auf die republikanische Verfassung geleistet hat, ist einem Teil der Rechtspresse nicht restlos angenehm. Man hilft sich mit den seltsamsten Einfällen. So schreibt die „Deutsche Allgemeine Zeitung":

„Der Gegensatz zwischen Republikanern und Monarchisten ist eine der törichtsten Konstruktionen, die das deutsche Parteileben kennzeichnen. Es gibt keine Monarchisten in Deutschland, die irgendwie ernsthaft für die Politik und das öffentliche Leben in Betracht kämen, und man sollte nun wirklich im Interesse der Nation von dem Unfug abkommen, jede törichte nationalistische Zeitungsnotiz in einem Winkelblättchen der Provinz, jede bramarbasierende Bierrede aus Hinterpommern an die große Glocke zu hängen."

Dieses Urteil ist richtig, zugleich aber ungemein interessant. Natürlich ist es der „D. Ztg." genau so, wie uns bekannt, daß die Deutschnationale Partei in dem letzten Reichstagswahlkampf mit der Parole „Ein Volk, ein Reich, ein Kaiser!" gezogen ist. Ebenso weiß die „D. Ztg.", daß in Bayern nicht nur Winkelblätter, sondern sehr maßgebende Politiker meinen, man solle sich „seinen König wiederholen."

Ueber all das ist die „D. Ztg." unterrichtet. Aber sie sagt trotzdem: „Es gibt keine Monarchisten in Deutschland, die ernsthaft für die Politik und das öffentliche Leben in Betracht kämen." Bravo! Ernsthaft kommen diese Leute allerdings nicht in Betracht — aber das ist es ja gerade, was die Presse vom Schlage der „D. A. Ztg." jahrelang nicht hat glauben wollen ...

Verleumder

In dem Großdeutschen Verlag Weißenburg in Bayern erschien im Frühjahr 1924 eine Broschüre „Die entdeckten schwarzen Henker des deutschen Volkes ..." von K. v. Widdenhoff, in der u. a. behauptet wurde, Kardinal Faulhaber, Baron v. Soden und Genossen hätten mit Poincare verhandelt, um ein süddeutsches Kaiserreich unter der Herrschaft des „Jesuitenlieblings" Sixtus von Parma zu schaffen. Der Verfassername erwies sich als ein Pseudonym, jedoch ergab ein jetzt in München von Kardinal Faulhaber und Graf von Soden angestrengter Beleidigungsprozeß gegen den Oberlehrer Karl Weinländer in Weißenburg, daß dieser das Manuskript „als Treuhänder des Verfassers" dem Verlag übergeben hat. Es kam vor Gericht ein Vergleich zustande, in dem Oberlehrer Weinländer erklärte:

„Ich bedauere diese Uebergabe, weil in der Schrift Angriffe gegen die beiden Herren Privatkläger enthalten sind, die ich nicht gemacht hätte und nicht machen könnte. Der Beklagte verpflichtet sich, eine Buße von 1000 RM. für einen wohltätigen Zweck zu bezahlen, wobei die Bestimmung über die Verwendung den Privatklägern zusteht. Der Beklagte übernimmt außerdem die Kosten des Prozesses."

Interessantes vom Erbbaurecht

Auf der letzten kommunalpolitischen Versammlung des Kreisverbandes Südlausitz der Sächsischen Zentrumspartei in Zittau sprach der Kreisvorsitzende Fritz Günther, Leutersdorf, über das Erbbaurecht. Wir geben den Gedankengang seiner Ausführungen nachstehend wieder:

Unter den Nachwirkungen des Krieges macht sich die Wohnungsnot mit am empfindlichsten bemerkbar. Darein teilen sich alle am Weltkriege beteiligten Staaten, wenn es auch zutreffen mag, daß gerade in Deutschland das Uebel am meisten hervortritt. Schuld daran ist auch mit die falsche Einstellung vor dem Kriege. Kein Zufall ist es, wenn die Zentrumspartei schon lange vor dem Kriege sich dieses Problem besonders angelegen sein ließ. Ihre ganze sozialpolitische Einstellung begründet das. Die Zentrumspartei besaß im Abgeordneten Hofrat Jäger einen der tüchtigsten Männer auf diesem Gebiete. Ueberschaut man heute das Wohnungselend, dann wächst sich die Schuld der dafür verantwortlichen Kreise ins Tragische aus. Man kann sich kaum vorstellen, wie die für den Ausbruch des Krieges verantwortlichen Kreise ihre Verantwortung sühnen wollen. Was hätte alles getan werden können für das, was dem Moloch Krieg in den Rachen geworfen wurde! Der Mangel an menschenwürdigen Wohnungen prägt sich aus in der Unzufriedenheit der breiten Volksmassen und in der fortschreitenden Radikalisierung. Das muß naturnotwendig so sein. Wer seine eigne Scholle besitzt, der liebt sie, der hängt an seiner Heimat und an seinem Vaterlande.

Eine Ueberspannung wäre es, wollte man dafür eintreten, daß nun jeder ein eignes Haus besäße und einen wenn auch kleinen Garten. Viele Leute wollen das gar nicht, andren fehlt auch die geringste Veranlagung, ein eignes Heim zu bewirtschaften. Hierbei wollen wir nicht untersuchen, ob wir zum Siedlungssystem der alten Germanen zurückkehren müssen. Es gibt sehr ernsthafte Volkswirtschaftler, die diese These verteidigen. Auf jeden Fall gänge aber die Durchführung des Gedankens vom Einfamilienhause auf Kosten der Volksernährung. Nein, was anzustreben ist, soll sein, daß man die private Bautätigkeit fördert, wo man nur kann. Staat und Kommunen sind allein nicht in der Lage, Abhilfe zu schaffen. Dazu fehlen die erforderlichen Gelder. Die Statistik beweist auch, daß diese Körperschaften viel zu teuer bauen. Der private Bauunternehmer spart beträchtliche Summen. Grund und Boden ist zwar heute gering im Preise, aber oft nicht leicht zu erlangen. Die Grundeigentümer halten ihren Besitz immer und auch mit Recht als die sicherste Kapitalsanlage. Die Gemeinden werden nicht ohne weiteres ihren Boden veräußern. Einen Ausweg bietet die Beleihung des Bodens nach dem Erbbaurecht. Eigentümer bleibt die Gemeinde. Sie gibt lediglich gegen einen mäßigen Zins den Boden für eine Reihe von Jahren in Pacht. Die Zeit schwankt zwischen 40 und 90 Jahren. In vielen Gemeinden ist man heute dazu übergegangen, nach dem Erbbaurecht den Boden zu verleihen. Der Erwerber desselben stößt sich aber daran, daß nach Ablauf der kontraktlich vereinbarten Frist er sein Haus verlieren soll. So ist es in London. In Deutschland ist eine angemessene Entschädigung vorgesehen. Die Nachkommen stehen dann aber wieder vor derselben Frage. Zudem ist auch der Gedanke hinderlich, daß der Besitzer des Bodens auch Eigentümer des Hauses ist. Man mag aber bedenken, daß ja viele Gemeinden gar nicht in der Lage sind, für all die einzulösenden Grundstücke den Sachwert aufzubringen. Man könnte sehr leicht die Härte beseitigen, wenn man dem Erbbauberechtigten den Erwerb des Grundstückes in der vorgesehenen Zeit gestatten würde. Wohl soll die Kommune ihren Grundbesitz halten, ihn auch vermehren, aber muß es immer dasselbe Stückchen Erde sein? Wenn man aus dem Verzicht des Heimfallrechtes folgern zu müssen glaubt, daß ja dann der eigentliche Zweck des Erbbaurechtes, die Verhinderung des Bodenwuchers und der Spekulation aufgegeben ist, so lassen sich immerhin dagegen Sicherungen treffen. Zudem besitzt die Gemeinde das Zuschlags- und Vorkaufsrecht. Aus der Praxis weiß man, daß im Erbbaurechte erbaute Häuser nicht aus bestem Material errichtet sind, daß oft Schäden auszubessern sind und daß man vielleicht gegen Ende der Erbbauzeit das Gebäude vernachlässigen läßt. Hat der Erbauer die Gewißheit, daß er den Boden erwerben kann, daß seine Familie im Besitze des Grundstückes bleibt, dann würde er sich damit nur selbst schädigen. Wenn man heute die billigen Wohnungen betrachtet, kann findet man diese Bedenken vielfach im Bau verwirklicht. Wichtig bleibt auf alle Fälle, die Gemeinde darf unter keinen Umständen den Bodenwucher begünstigen, sie soll ihren Grundbesitz halten und ihn zu vermehren suchen, darum führt sie ihn im Erbbaurecht nützlichen Zwecken zu. Dem Kapitallosen wird dadurch der Erwerb eines Eigenheimes ermöglicht. Lassen sich aber die oben angedeuteten „Schönheitsfehler" ausmerzen, so käme man damit einen wesentlichen Schritt weiter. Das darf natürlich keinesfalls zur Aufgabe des grundsätzlichen Standpunktes führen, sonst triebe man den Teufel mit Beelzebub aus. So wie das Erbbaurecht heute beschaffen ist, stellt es keine Ideallösung dar, recht aber einen guten Ausweg. Darum wünschen wir ihr Die Erbbauordnungen in Deutschland sind noch dem hervorragenden Sachkenner Adolf Damaschke günstig (siehe sein Handbuch der Gemeindepolitik, 10. Aufl., Seite 221 ff.)

Die 700-Jahrfeier der Stadt Kamenz

Kamenz, 18. Mai.

Die Jahrtausendfeier des Rheinlandes läßt die 700-Jahrfeier der Lausitzer Sechsstadt Kamenz an Bedeutung etwas zurücktreten. Immerhin waren die gestrigen Feierlichkeiten für die Lausitz und insbesondere für die Feststadt Kamenz von hoher Bedeutung. Die ganze Stadt nahm an dem Fest stärksten Anteil. Alle Straßen waren mit Guirlanden und Tannenreisig, Kränzen und Fahnen geschmückt. Den Eingang der Königstraße zierte eine Festpforte. Eine so große Zahl von Gästen hat die sonst so ruhige Stadt selten in ihren Mauern gesehen. Bereits am Sonnabend waren die Festteilnehmer in großer Zahl eingetroffen, sie wurden am Bahnhof feierlich begrüßt und eingeholt. Die Feierlichkeiten selbst wurden mit einem geistlichen Konzert in der aus der katholischen Zeit stammenden Hauptkirche St. Marien (vergl. unsere letzte illustrierte Beilage) überaus würdig eingeleitet. Ein Begrüßungsabend in der „Stadt Dresden", an dem der Stadtverordnetenvorsteher Justizrat Volgt eine Ansprache hielt, beschloß diesen Tag.

Am Sonntag nahmen die Festlichkeiten beim herrlichsten Maienwetter ihren Fortgang. Am Morgen fanden feierliche Gottesdienste statt. Daran schloß sich ein

Festaktus im neuen Bürgersaal des Rathauses,

an dem eine große Reihe von Ehrengästen teilnahmen, u. a. Innenminister Müller, Ministerialdirektor Schulze, Kreishauptmann Richter, Amtshauptmann Dr. Sievert, die Oberbürgermeister und Vertreter der sechs Städte Görlitz, Laudan, Zittau, Bautzen und Löbau. Oberbürgermeister Dr. Dittrich wies in einer Ansprache auf die Bedeutung der 700-Jahrfeier hin, die frei von Lokalpatriotismus und Kirchturmspolitik sei, ein Gedenktag an die Geschichte der Stadt, aus der ein Gotthold Ephraim Lessing hervorgegangen ist. Er schloß mit Wünschen für eine bessere Zukunft. Innenminister Müller überbrachte die Grüße der Staatsregierung, Amtshauptmann Dr. Sievert sprach für den Bezirksverband, während Oberbürgermeister Riedner, Bautzen, die sechs Städte vertrat. Eine große Anzahl weiterer Glückwünsche schloß sich an, für die Oberbürgermeister Dr. Dittrich den Dank abstattete. Professor Dr. Jecht, Görlitz, sprach über Kamenz und die Oberlausitz. An diese amtliche Feier schloß sich eine Festtafel an.

Unter großer Beteiligung der Bevölkerung fand ein Festzug statt, der eine wichtige Episode aus der Geschichte der Stadt zur Darstellung brachte, den Einzug des Kurfürsten Johann Georg I. von Sachsen, geleitet von Herolden und den Innungen in ihrem historischen Aufzug. Kamenz hatte damals im Jahre 1631, als Kaiser Ferdinand die bis dahin böhmische Lausitz pfandweise an den Kurfürsten von Sachsen abtrat, sich freiwillig dem Letzteren unterworfen. Auf dem Markte, wo sich der Festzug auflöste, wurden zwei Hans-Sachs-Stücke aufgeführt und mit einem Heimatabend in den beiden größten Sälen der Stadt wurde der glänzend verlaufene Festtag beschlossen.

Die geistliche Musikaufführung in der Marienkirche

Einen würdigen, stimmungsvollen Auftakt zur 700-Jahrfeier der Sechsstadt Kamenz bot das geistliche Konzert am Sonnabend in der Hauptkirche zu St. Marien. Es waltete offenbar ein guter Stern über der gesamten Aufführung. Alles ging wie aus einem Guß, obwohl die notwendigen Gesamtproben auf ein Mindestmaß beschränkt werden mußten. Schon die Aufstellung des Chores und Orchesters im Altarraum war ein glücklicher Gedanke. Nur so kam die angenehme Akustik des altehrwürdigen Gotteshauses, das so viele unersetzliche historische Werte in seinen Mauern birgt, voll und ganz zur Geltung. Ein derartiges Zusammentreffen von so namhaften Solo- und Ensemblekräften und in so mannigfacher Auswirkung ihres reichen Könnens hat Kamenz wohl noch nicht erlebt. Alles aus Anlaß der seltenen Jubelfeier. Schon der äußerst starke Chor, zusammengestellt aus den besten Kräften der städtischen Gesangvereine, bot insbesondere in seinem Sopran ein vorzügliches Material, wo einzelne hervorragende Stimmen dem Ganzen Glanz und Schmelz gaben. Dies trat tatsächlich bei dem Schlußchor aus dem „Messias" von Händel (Halleluja, Gott, der Herr regiert allmächtig!) in Erscheinung, wo der Sopran in langsam aufsteigenden Halbstufen ohne Ermüden die langen Töne rein und klangschön gab und sonst auch lebendig und frisch sang. Ebenso entsprechte sich auch das Orchester (zusammengesetzt aus der Kamenzer Orchestervereinigung und auswärtigen Kräften, so aus Bautzen, Großröhrsdorf, Radeberg) zur vollsten Zufriedenheit seiner Aufgabe, überall mit Geschick und Verständnis auf die Intentionen des Dirigenten, Herrn Kantor Nattschan, eingehend. Dieser achtete auch auf die dynamische Abtönung beachtend. Dies zeigte sich besonders in dem „Concerto grosso" Nr. 4 (Grave, Andante, Allegro) für 2 Oboen, Fagott, Streichorchester und Cembalo von Händel.

Wie der ganze Abend, ebenso die nachfolgenden Tage auf Festesfreude eingestimmt war, so auch die gesamte Vortragsfolge, deren geistiger Vater der städtische Musikdirektor und Stadtorganist Dr. Engländer war und dadurch eine besondere Bedeutung auf dem „Cembalo" (ein von dem Musikhaus Hentz in Kamenz zur unentgeltlicher Verfügung gestellter zweimanuiger Flügel) ausübte, während wir ihn vom selben als ausgezeichneten Meister seines Instruments kennen. Wie in ihrer Heimat, so auch hier, sang Frau Maria Dal Santo-Forti, Konzert- und Opernsängerin aus Hamburg (eine gebürtige Italienerin und bekannte Händelsängerin) mit ihrer wohltönenden, gesättigten und klangvollen Stimme, besonders in hohen und höchsten Lagen ansprechend, die Hauptsumme für Sopran, Cembalo und Orchester („Dank sei Dir, Herr!") das „Halleluja!" aus der Motette (Regulate jubilate" von Wolfgang Mozart und die Arie aus dem Oratorium von Händel mit Violinobligate („Kommt alle, ihr Seraphinen" — bearbeitet von Stella Doyl), wobei ihr Herr E. Seifert, Kammermusiker an der Städtischen Staatsoper auf hoher Trompete (Bachsche D-Trompete) neben dem Orchester ein äußerst feinsinniger und aufmerksamer Begleiter war und selbst in hohen Lagen (bis f) wenig ihm gar mancher Vertreter seines Instruments etwas zu folgen vermag, ein prächtiges, der bei den glanzvollen Vertretungen von Gesang und Instrument eine wundervolle Wirkung ausübte. Herr Kantor Kurt Schöne, Organist und Lehrer am musikpädagogischen Institut zu Dresden, spielte als Einleitung „Introduzione e fuga trionfale" von Hans Fährmann und den 1. Satz a. d. Orgelkonzert „Allegro" (Allegro vivace et presto) von August Füger in plastischer und farbenreicher Form (durch die meisterhafte Registrierung) und stellte alle Mittel der ansprechenden Orgel in den Dienst seiner vollendeten Technik und erzielte hervorragende Wirkungen, denen die an 2000 Zuhörer hingerissen andächtig lauschten. Er begleitete auch den Konzertmeister an der Städtischen Staatsoper Herrn Willi Meiner bei dem „Arioso" (für Violine und Orgel vom Solisten selbst komponiert und „Air" von Goldmark. Sein wundervolles Instrument, geführt von einem so begnadeten Künstler, jubelt, singt und redet verleiht ihm etwas ungeahnt-märchenhaftes. Sein glatter Strich entlockt im pp und in den höchsten Lagen einen Ton von eigenartiger Zärtlichkeit. Wenn auch die baulichen Gaben keine technischen Schwierigkeiten erheischten, vor denen er auch nicht zurückschrecken würde, so bedurfte es einer feinen Durchgeistigung, die er allenthalben traf, zu dem bei tadelloser Reinheit und Sauberkeit. All' diese herrlichen Gaben, geboten von Künstler, Chor und Orchester, mußten einen tiefen Eindruck auf die Zuhörer hinterlassen, und so kann der verdienstvolle Leiter diese Musikaufführung als eine der dankbarsten, schönsten und gehaltvollsten in seinem langen Musikleben in Kamenz betrachten. G. R.

Die Soldaten der Kaiserin

Roman von Juliana von Stockhausen

(84. Fortsetzung.)

Josefs scharfer Verstand arbeitete: „Waren sie nicht im lebenslangen Kriege so verwildert, so jenseits der Gesetzesbegriffe, daß sie den Tod, der dem Feinde geschickt wurde, auch jenem sandten, der nur ihr Feind, nicht allein Oesterreichs Feind war? Welch unglückliche Verkettung: Sie lebten ihr Leben für die Kaiserin, und in dem Augenblicke, wo sie ihr eigenes Leben suchten, muß ihnen die Kaiserin den Tod geben, denn jede Auflehnung des Einzelnen straft das Gesetz."

Aber es blieb doch das Licht, das Gott zu guter Stunde in die Seelen der Könige goß: „Gnade! Ueber allem Gesetz steht die Gnade!"

„Anuschka, mein Kind," es war, als erwache der Kaiser aus tiefem Traume, „geh' getrost! Noch heute nacht rede ich mit der Kaiserin, daß sie mit mir das Urteil prüft; denn mein Wille steht auf Gnade!"

Da richtete sich Anuschka auf. Eine fremde Gewalt hob ihren Leib und stärkte ihre Stimme. Eine fremde Gewalt gab ihr die Worte. Und Anuschka sprach: „Die Frau Kaiserin gibt keine Gnade. Meine arme Mutter starb, weil die Frau Kaiserin gnadenlos war. Mein armer Vater starb, weil die Frau Kaiserin gnadenlos war. Janko muß sterben, weil die Kaiserin gnadenlos ist!"

Und indem Anuschka ihre mageren Hände ausstreckte, rief sie jammernd: „Herr Kaiser, o lieber Herr Kaiser, wo ist die Mutter der Gnade, wo? Tot ist meine Mutter! Wo ist Eure Mutter, mein Kaiser?"

Dumpf, wie erstarrt und gelähmt, erwiderte Josef: „Die Pflicht verhärtet das Herz."

Kindlich und zart näherte sich Anuschka dem Kaiser, faßte seine Hand, küßte sie sanft, und leise hauchte sie: „O lieber Kaiser, lieber Kaiser, so einsam seid Ihr?"

Ihre Stimme erstarb im Flüstern: „Aber ich will Euch lieb haben, Herr Kaiser, wie Janko mich lieb hat, — ganz, ganz lieb!" Und warf sich nieder und küßte des Kaisers ritterliche Füße. Und sprang auf und entfloh.

O um jene Stunde, da die sterbende Haydt ihr „Wehe!" über die Kommenden rief!

* * *

Der Kaiser läutete heftig. Als der Kämmerer hereinstürzte, stand der Kaiser am Kamin, das Gesicht ernst, eine tiefe Falte zwischen den Brauen.

„Den Fuchs satteln lassen! Sogleich Hut, Handschuh, Mantel!"

„Majestät, bedenken Majestät, vielleicht einen Wagen?"

„Satteln!" rief Josef. „Ist Er taub? Fort, geschwind!" Ungeduldig durch maß er das Zimmer. Zu seiner Hand bauschten sich die Akten. „Justitia, bist du denn dafür geschaffen, die Herzen der Menschen zu zerreißen, statt sie aufzurichten?" —

„Dies Mädchen war ein Wunder! War eine Flamme, eine schöne und lodernde Flamme. Schön? War sie schön? Dies hagere, braune Gesicht? Nein! Aber die Augen, die wunderbaren Augen! Und der Mund wie Blut. Knabenhaft die Hüften, Stahl die Gestalt. — Seide mit Gold durchwirkt möchte ich über dich werfen, Kind; nur dich lächeln sehen, fremd, unwesenhaft, so wie du bist."

Nein, es ist unmöglich, daß der alte Pandur um der Treue willen stirbt. Das schlüge jedem Rechte ins Gesicht. Wir sind doch Menschen, keine Maschinen, Menschen, nicht Tiere! „Eine neue Justitia will ich schaffen, die vom Rechte des Menschen, nicht nur von dem des Richters, handelt."

Josef beugte sich über seinen Schreibtisch, riß aus einer Lade ein Heft und schrieb gehetzt: „Als unverantwortlich für ihre Handlungen müssen Menschen gelten, die unter dem Drucke einer unwiderstehlichen Gewalt handeln!" Er warf den Kopf hoch: „Und ist es in diesem Falle nicht zutreffend?"

Er blätterte das Heft durch, las seine eigene hastige Schrift: „Die Todesstrafe ist allerhöchstens während des Standrechtes an Staatsverbrechern zu verhängen und da nur im dringendsten Falle zu vollziehen. Ansonsten ich der Meinung bin, daß Blut mit Blut nicht abgewaschen werden kann. Auch gibt es crimen, wo der Tod zu schnell und schmerzlos bestraft. Diese Leute sollten zu Schiffziehen oder Zwangsarbeit im Bergwerk verurteilt sein."

Er schlug das Heft zu und warf es in die Lade zurück. Der Kammerdiener trat ein. Josef nahm rasch Hut und Handschuhe. Während er die gelbledernen Handschuhe überstreifte, hing ihm der Bediente den Radmantel über die Schultern, fragte devot: „Dero Majestät geruhen eine Tasse Tee, ein wenig Geflügel zu nehmen?"

„Nein!" sagte der Kaiser hart.

Hastig durcheilte er die Ratskammer, Kämmerer, Bediente und Hatschiere verneigten sich, die Türen flogen.

Josef trat in den Burghof. Die Luft war kühl und nebelfeucht. Er schlug den Mantel fester um sich, nahm dem Reitknecht die Zügel aus der Hand und sprang in den Sattel. Der Fuchs griff aus. „Gott segne Seine Majestät," bewunderte der Stallmeister, „er reitet wie ein Erzengel."

Das weiche Traben des Pferdes wiegte Josefs Nerven ein. Es war schon dunkel; die Straßen wurden still.

Im Burgtor trat die Wache ins Gewehr, die Trommel lärmte, aber der Kaiser winkte ab und ritt über die dröhnenden Bohlen. Im Glacis schwankten die blauen, feuchtschweren Dolden des Hollunders. Auf der niedrigen Böschung saß ein Mädchen und ein Mann; sie küßten sich im Dunkeln.

Der Kaiser ritt vorbei, im Winde wehte sein heller Mantel.

Wieder stand die knochenschlanke Gestalt Anuschkas vor ihm, die dunkelbrennenden Augen versunken in seinem Blicke. Wieder und wieder flehte sie: „Väterchen Janko, mein Väterchen Janko!" Dann mit einem Male hob sich ihre Gestalt, eine fremde Macht sprach aus ihrem Munde, furchtlos und unerbittlich: „Die Kaiserin ist gnadenlos!"

Der Kaiser ritt durch Mariahilf. Aus kleinen Gärten trug der Wind den Duft letzter Rosen und Astern.

„Wo ist die Mutter der Gnade?" fragte eine gepeitschte Stimme.

Und er antwortete ihr mit schwerer Zunge: „Die Pflicht verhärtet das Herz."

Dann hauchte das Kind, o mein Gott, den Kaiser schauerte: „Aber ich will Euch lieb haben."

Und entfloh.

War es möglich, geschahen ihm noch Wunder? Durchdrang seine von Bitterkeit und Sarkasmus umhämmerte Seele noch einmal der süße Zauber einer Liebe?

(Fortsetzung folgt.)

SLUB
Wir führen Wissen.